

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits  
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Das Geheimnis der Hebamme  
Die Spur der Hebamme  
Die Entscheidung der Hebamme  
Der Fluch der Hebamme  
Der Traum der Hebamme  
Blut und Silber  
1813 – Kriegsfeuer

*Über die Autorin:*

Sabine Ebert wurde in Aschersleben geboren, ist in Berlin aufgewachsen und studierte in Rostock Lateinamerika- und Sprachwissenschaften. In ihrer langjährigen Wahlheimat Freiberg arbeitete sie als Journalistin und verfasste mehrere Sachbücher. Aus Passion für sächsische und deutsche Geschichte begann sie, historische Romane zu schreiben, die allesamt zu Bestsellern wurden. Eigens für die Arbeit an ihrem Roman über die Völkerschlacht und die Fortsetzung zog sie nach Leipzig und wurde in der Messestadt schnell heimisch.

SABINE EBERT

1815

BLUTFRIEDEN

ROMAN



KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)

Besuchen Sie auch die Autorin im Internet:  
[www.sabine-ebert.de](http://www.sabine-ebert.de)

Eine weitere Landkarte zum Buch finden Sie hier:  
[www.droemer-knaur.de/1815-karte](http://www.droemer-knaur.de/1815-karte)



Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2016

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic®, München/© akg-images

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51020-9

»Haben grandiosen Sieg errungen!  
Feind vernichtend geschlagen.«

*Friedrich Wilhelm III., König von Preußen,  
während der Siegesparade in Leipzig am 19. Oktober 1813*

»Ich Sorge dafür, dass der Weg nach Westen  
frei gehalten wird.«

*Franz I., Kaiser von Österreich, in einem geheimen Brief an  
seinen Schwiegersohn Napoleon vom 17. Oktober 1813*

»Ich komme wieder! Im Frühjahr kehre ich mit zwei-  
hundertfünfzigtausend Mann über den Rhein zurück.«

*Napoleon Bonaparte auf dem Rückzug nach der  
Niederlage von Leipzig am 19. Oktober 1813*

»In Leipzig fand ich ungefähr zwanzigtausend  
verwundete und kranke Krieger aller Nationen.  
Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande,  
sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben aus-  
zumalen, wie ich es vorfand.«

*Johann Christian Reil, Arzt, an den Freiherrn vom Stein  
am 26. Oktober 1813*

»Die Leichen lagen in Haufen zu Hunderten  
aufgetürmt.«

*Johann Daniel Ahlemann, Totengräber von Leipzig*

»Der König von Preußen wird König von Preußen  
und Sachsen sein, wie ich Kaiser von Russland  
und König von Polen sein werde.«

*Zar Alexander von Russland 1814 auf dem Wiener Kongress*



## Prolog

**D**rei Tage nach der mörderischen Schlacht rannte eine Frau über den Leipziger Marktplatz und schrie gellend: »Sie schlagen die verwundeten Franzosen tot, sie schlagen die Schwerverletzten tot!«

Die Menschen erstarrten.

Da schritt ein kräftiger Mann auf sie zu und presste seine Hand auf ihren Mund.

»Sei ruhig, gute Frau!«, sagte er mit tiefer Stimme. »Niemand erschlägt niemanden. Niemand könnte je einen solchen Befehl erteilen, niemand wird es je bestätigen, und niemand spricht darüber. Sie erlösen die, denen sonst furchtbare Qualen bis zu ihrem unvermeidlichen Tod bevorstünden. Ein Akt der Gnade in schlimmster Not. Doch es ist nie geschehen, verstehst du? Nun geh nach Hause und schweig still wie wir alle!«

Und dann an alle: »Das hier gerade ist nie geschehen.«



# ERSTER THEIL




NACH DER SCHLACHT





## Der Irrtum des Königs

*Leipzig, Quartier des sächsischen Königs am Markt  
im Apelschen Haus, 19. Oktober 1813*

 stocksteif mit weißer Perücke, in rot-gelber Galauniform mit silbernen Epauletten, beäugte der König von Sachsen die Siegesparade der Alliierten auf dem Leipziger Marktplatz durchs Fenster und verstand die Welt nicht mehr.

Wieso ritt nicht *er* dort an der Seite des Zaren, des Kaisers von Österreich und des preußischen Königs und ließ sich mit ihnen vom Volk feiern? Von *seinem* Volk, wohlgemerkt! Dem seine Abwesenheit nicht einmal aufzufallen schien.

Kein einziger Ruf nach ihm erscholl in all dem Jubel, kein entrüsteter Aufschrei der Sachsen, wo denn ihr geliebter König bliebe! War er seinem Volk in fast fünfzigjähriger Regentschaft nicht immer ein guter Vater gewesen? Den Weisen nannten sie ihn, den Gerechten. Hatten ihn nicht auch die Leipziger stets inbrünstig gefeiert?

Doch jetzt jubelten sie den Österreichern und Russen zu, sogar den Preußen und den wilden Reiterstämmen, die der Zar aus den entlegensten Gegenden seines Reiches mitgebracht hatte.

Weder rief *sein* Volk nach ihm, noch kam ein Gesandter der alliierten Herrscher, um sich alleruntertänigst für das Versehen zu entschuldigen und ihn umgehend an die Seite der Majestäten zu bitten. Unfassbar!

Nein, Friedrich August von Sachsen, ein Mann von dreiundsechzig Jahren, verstand das alles nicht.

Seine Kopfhaut juckte und brannte unter der Perücke,

Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, das Atmen fiel ihm immer schwerer in dem eng geschlossenen Uniformrock mit den großen Orden.

Als einzige Erleichterung gestattete er sich, kurz mit dem Finger unter den hohen Stehkragen zu fahren, um sich etwas Luft zu verschaffen und das lästige Kratzen der Gold- und Silberstickereien am Kinn zu lindern. Wenigstens für einen Augenblick. Einen Knopf zu öffnen oder das seidene Halstuch zu lockern kam nicht in Frage.

Er war ein König!

In dem prächtigsten Raum des Apelschen Hauses weilten außer ihm mehr als ein Dutzend Personen: seine Gemahlin, seine Tochter, die engsten Berater, Bedienstete. Doch niemand sagte ein Wort, solange er sich nicht regte. Und so starrte Friedrich August von Sachsen weiter durch das Erkerfenster der Beletage und versuchte, die Welt zu verstehen, die ihm gerade vollends entglitt.

Die Alliierten konnten ihm doch nicht ernsthaft vorwerfen, dass er aus der Not heraus ein Bündnis mit Napoleon eingegangen war. Das hatten sie doch alle getan, bis sie sich früher oder später daraus lösen konnten! Und er hatte sich eben *heute Morgen* aus diesem Bündnis gelöst, vor exakt vier Stunden!

Neun Uhr früh war es, die Russen, Preußen und Österreicher bereiteten schon den Sturm auf die Stadt vor, da stand er mit Napoleon Bonaparte an diesem Fenster und lehnte heldenhaft dessen Aufforderung ab, ihn bei seinem geordneten Rückzug nach Erfurt zu begleiten.

Seinen treuesten Verbündeten wolle er in Sicherheit wissen, schmeichelte Bonaparte. Außerdem sei es für Sachsens Herrscher besser, bei den Verhandlungen mit den Alliierten an der Seite des Kaisers der Franzosen zu stehen. Schließlich verfüge er, Napoleon, selbst nach der misslich verlaufenen Leipziger Schlacht immer noch über eine furchtgebietende Armee.

Dass von geordnetem Rückzug keine Rede sein konnte, sah der König sogar vom Fenster aus. Leipzig war zum Inbegriff des Chaos geworden. Zehntausende Soldaten der Grande Armée versuchten verzweifelt, durch die von Menschen, Pferden, Trainwagen und Geschützen verstopften Straßen zu entkommen – vergeblich.

Deshalb hatte er mit vor Pathos zitternder Stimme geantwortet: »Mein Platz ist bei meinem Volke.«

Seine wahren Gründe für diese Entscheidung angesichts von dreihunderttausend Mann feindlicher Truppen, die Leipzig jeden Moment im Sturm einnehmen konnten, behielt Napoleons »treuester Verbündeter« für sich.

Friedrich August von Sachsen war nie auf einem Schlachtfeld gewesen. Das überließ er seinen Militärs. Doch dass die Grande Armée hier in Leipzig eine vernichtende Niederlage erleiden würde, war spätestens seit gestern Abend klar, als für die Alliierten weitere einhunderttausend Mann Verstärkung eintrafen. Napoleon hatte die Situation längst erkannt und schon *vorletzte* Nacht sein wertvollstes Gepäck und die ersten seiner Eliteeinheiten aus der Stadt abziehen lassen.

Bis gestern hatte der sächsische König noch fest an den Sieg Napoleons geglaubt. Doch nun musste er sich schleunigst von ihm lossagen und die Alliierten überzeugen, dass er auf *ihrer* Seite stand.

Schließlich war der größte Teil seiner Armee gestern zu den Verbündeten übergelaufen! Zwar ohne Erlaubnis ihres Königs und zu seiner maßlosen Enttäuschung. Aber diesen Seitenwechsel konnte er als Argument zu seiner und zu Sachsens Rettung anführen.

Erleichtert beobachtete er vom Fenster aus, wie der Kaiser, bevor er mit einem Pulk von Marschällen und Generälen davonritt, dem Sächsischen Leibgrenadierregiment zum Abschied zurief: »Behütet euren König gut!«

Wenig später musste die königliche Familie ins Kellergewölbe

flüchten. Kugelhagel, Kanonendonner, Rauchwolken und durchdringende Schreie kündeten vom Vorrücken der Alliierten. Beobachter meldeten, dass die ersten feindlichen Truppen durchs Hallesche und Grimmaische Tor in die Stadt einzudringen versuchten. Gegen Mittag ließ eine gewaltige Explosion die Fensterscheiben klirren.

»Euer Königliche Majestät, die Elsterbrücke ist zerstört, der letzte Ausweg aus der Stadt!«, berichtete atemlos der Generaladjutant von Bose, den der König als Beobachter auf dem Turm der Thomaskirche postiert hatte. »Damit sind dreißigtausend französische Soldaten in Leipzig eingeschlossen!«

Die Militärs im Raum zogen angesichts dieser Schreckensnachricht scharf die Luft ein, denn sie verhieß ein fürchterliches Blutbad – und weitere tausende Verwundete und Gefangene, für die es weder Proviant noch ärztliche Hilfe gab.

»Die Alliierten haben die Stadt eingenommen«, fuhr, immer noch schwer atmend, der Generaladjutant fort. »Die Kaiserlichen und Königlichen Majestäten werden gleich auf den Markt reiten, wo sich das Volk sammelt, um sie zu bejubeln.« Mit einem Blick befahl der König den Kammerdiener zu sich, um sich die letzten Körnchen Staub und Mörtel von der Uniform bürsten zu lassen, die im Kellergewölbe während des Beschusses auf ihn herabgerieselte waren.

Bekommen lauschte er auf den Lärm von draußen: Schüsse, Schreie, Waffenklirren, qualvoll wiehernde Pferde.

Dann folgte ein Moment gespenstischer Stille, der dem König einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte. Rasch bekreuzigte er sich.

Und plötzlich Jubelschreie, tausendstimmige Hochrufe auf die Befreier. Auf Zar Alexander, auf Blücher, auf König Friedrich Wilhelm von Preußen, auf Kaiser Franz von Österreich und Kronprinz Karl Johann von Schweden. Sie mussten also schon ganz in der Nähe sein.

Der König straffte sich, bat in Gedanken um Gottes Beistand und trat vor die Tür des Apelschen Hauses.

Sein Leibgrenadierbataillon hielt Wache vor dem Quartier der königlichen Familie. Es war gestern von Napoleon persönlich herkommandiert worden. Weniger aus Sorge um den König, sondern um die Peinlichkeit zu verhindern, dass auch noch die sächsischen Garden zum Feind überliefen.

Auf Kommando des Majors von Dreßler erwiesen die Leibgrenadiere ihrem König die Ehrenbezeugung. Zögernd trat der Monarch einen Schritt vor.

Über dem Markt hing der beißende Geruch von Schießpulver, hinzu kam eine abstoßende Mischung von anderen Ausdünstungen: Blut, Verwesung, Exkremente.

Angewidert ließ sich der König ein Riechfläschchen geben.

Aus dem Augenwinkel konnte er erkennen, dass sich polnische Offiziere neben seinem Regiment aufreiheten. Da Napoleon die Stadt verlassen hatte und sich das Gerücht wie ein Lauffeuer verbreitete, Fürst Poniatowski sei bei der Sprengung der Elsterbrücke gefallen, unterstellten sie sich direkt seinem Kommando als Herzog von Warschau.

Friedrich August sah den Kronprinzen von Schweden auf sich zureiten. Erleichtert atmete er auf und verlangte nach seinem Pferd. Dieser Mann war einmal Marschall von Frankreich gewesen, er würde ihn zur Siegesparade holen!

Karl Johann von Schweden, mit bürgerlichem Namen Bernadotte, begrüßte den im Eingang des Hauses stehenden sächsischen König mit einem höflichen Nicken.

Das Anschwellen des Jubels veranlasste den schwedischen Thronfolger, sich umzudrehen. Als er den Zaren und den preußischen König sah, wendete er seinen Schimmel und folgte ihnen. Nun ritt Kaiser Franz von Österreich an die Seite von Alexander und Friedrich Wilhelm. Erneut flammte euphorischer Jubel auf.

Und ich?, fragte sich Friedrich August fassungslos. Wieso

bitten sie mich nicht zu sich? Hätte ich ihnen etwa entgegengehen sollen? Zu Fuß? Während sie zu Pferde sitzen? Nein, das wäre zu entwürdigend.

Ich bin ein König!

Ratlos verharrte der sächsische Monarch. Doch da ihn tatsächlich niemand zur Siegesparade einlud, entschloss er sich, wieder über die prachtvoll geschwungene Treppe hinauf in die Beletage zu steigen. Keiner der Herrscher hatte ihn auch nur eines Blickes gewürdigt. Starr schauten sie an ihm vorbei, als wäre er Luft.

Sie werden jemanden schicken, der mich zu ihnen bittet, dachte er unablässig. Etwas anderes war für ihn völlig unvorstellbar.

## Der Preis des Sieges

*Leipzig, Thomaskirche, 19. Oktober 1813*

Genommen blinzelte der junge preußische Premierleutnant Maximilian Trepte in das Innere der Thomaskirche. Es war, als würde er durch die schwere Holztür eine andere, düstere Welt betreten.

Draußen strahlte die Sonne; das schien wie ein Wunder nach den Stürmen und eisigen Regenschauern der letzten Tage. Als wollten auch die himmlischen Mächte der Siegesparade Glanz verleihen, die keine zweihundert Schritt von ihm entfernt stattfand.

Auf dem Marktplatz jubelten tausende Menschen, Wildfremde lagen sich in den Armen, weil sie noch lebten und ihre Stadt noch stand. Hübsche Mädchen warfen abgekämpften Männern in zerrissenen Uniformen Herbstblumen und Kränze aus Eichenlaub zu. Und für diesen Augenblick des

Triumphes schienen auch die Soldaten alle Qualen und Schrecknisse des Krieges vergessen zu haben: den Hunger, die Strapazen der endlosen Märsche, den Tod ihrer Gefährten, die Furcht, als Nächster von einer Kugel verwundet oder getötet, von einem Säbel verstümmelt oder einem Bajonett durchstoßen zu werden.

Sie hatten gesiegt in einer viertägigen Schlacht nie da gewesenen Ausmaßes, mit mehr als einer halben Million Kämpfern. Sie hatten den gefürchtetsten Feldherrn ihrer Zeit in die Flucht getrieben.

An der Tür konnte Maximilian Trepte noch die Hochrufe und die Musik vom Marktplatz hören. Doch im nächsten Atemzug wurden sie aufgesogen von dem Grauen in der Kirche, die Leipzigs Hauptlazarett geworden war.

Der beißende Gestank nach Fäulnis, Blut, Erbrochenem und Exkrementen war die erste, alle Sinne betäubende Wahrnehmung an diesem Ort. Dann kamen die Schmerzensschreie, Flüche und verzweifelten Rufe um Hilfe. Doch erst nachdem sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, bot sich ihm das ganze Ausmaß des Elends dar.

Auf dem nackten, eiskalten Boden lagen Sterbende dicht gedrängt nebeneinander, fast alles Franzosen, Polen oder Rheinbündler: mit blutigen Verbänden oder offenen Wunden, Verstümmelungen jeder Art, ausgezehrt, vor Kälte zitternd oder im Fieber glühend, vor Schmerz wimmernd oder laut stöhnend. Maximilian Trepte kannte die katastrophalen Zustände in den Lazaretten dieses Menschen verschlingenden, nicht enden wollenden Krieges. Er war selbst im Frühjahr schwer verwundet worden und dem Tod nur knapp entronnen. Dieses hier gehörte zu den schlimmsten aller Lazarette, und der Anblick entsetzte ihn.

Vorsichtig half er dem verletzten Offizier zu Boden, den er hergebracht hatte, und rief laut durch das Kirchenschiff: »Wie viele Verwundete können Sie aufnehmen?«



Suchend schaute er sich nach einem Arzt um.

Da traf ihn wie ein Blitzschlag der Anblick eines vertrauten Gesichtes keine zehn Schritte entfernt. Eines, das er hier nie erwartet hätte.

Sie war es wirklich, direkt vor ihm: Henriette Gerlach, die er gut behütet bei ihren Verwandten in Freiberg wähnte!

Jene Henriette, die ihm im Mai das Leben gerettet hatte, die ihm auf seine Bitte eine Haarsträhne als Zeichen ihrer Zuneigung sandte. Deren Bild er seitdem immer wieder in Gedanken heraufbeschwor, damit es ihn in den dunkelsten Momenten des Krieges mit Licht erfüllte.

Dort kniete sie inmitten der Sterbenden, mit blutverschmierten Händen, noch zerbrechlicher als bei ihrer ersten Begegnung, tränenüberströmt. Und auf ihren Schoß gebettet der Kopf eines toten französischen Lieutenants.

Wieso ist sie hier? In der Stadt, um die bis eben noch die schrecklichste Schlacht seit Menschengedenken tobte?, fragte sich Maximilian entsetzt.

Und sein nächster, zorniger Gedanke: Wieso weint sie um diesen toten Franzosen? Um einen Feind!

Auch Henriette zuckte zusammen, als sie erkannte, wer vor ihr stand: Maximilian Trepte, der junge preußische Offizier, der ihr Herz berührt hatte, während sie ihn nach einer schweren Verwundung pflegte. Über dessen unerwartete Briefe aus dem Feld sie sich so freute, dass sie sie immer noch bei sich trug, obwohl sie fast ohne Habe nach Leipzig geflüchtet war. Der versprochen hatte, sie nach dem Krieg auf einen Ball zu führen.

Doch darauf durfte sie nicht mehr hoffen. Sie war verloren, ganz gleich was die Zukunft nach dem Sieg der Preußen, Russen, Österreicher, Schweden und Briten bringen mochte. Sie hatte ihre Unschuld verloren und galt damit nicht mehr als ehrbar. Gefallene Mädchen wurden aus dem Haus gejagt,

wenn sich der Skandal nicht verheimlichen ließ. Sie würde eine Ausgestoßene sein, falls sich das herumsprach, und die gesellschaftliche Ächtung würde auch die Familie ihres Oheims treffen, die sie und ihren Bruder Franz nach dem Tod ihrer Eltern bei sich aufgenommen hatte. Um das zu verhindern, ging sie lieber freiwillig – mitten hinein in das größte Chaos des Krieges, wo niemand sich um ihr Schicksal scherte. Und nun war auch noch Étienne tot, unter ihren Händen verblutet. Étienne de Trousteau, dessen ungeborenes Kind sie vor vier Tagen verloren und den sie sterbend unter den Verwundeten vor der Kirche gefunden hatte. Sie konnte nicht mehr tun, als ihm in seinen letzten Minuten etwas Trost zu spenden.

Behutsam ließ sie seinen Kopf zu Boden sinken und schlug den Mantel eines toten Marinegardisten über Étiennes blutigem Körper zusammen. Als wäre es ein Leichentuch. Dann wischte sie sich mit dem Ärmel die Tränen vom Gesicht und erhob sich mit klammen, hölzernen Bewegungen.

Der preußische Premierleutnant Trepte war nicht ihretwegen gekommen. Er hatte nach der Lage im Lazarett gefragt und brachte einen verwundeten Offizier.

Also nahm sie alle Kraft zusammen und ging ihm entgegen, vorsichtig zwischen den Verwundeten und Todgeweihten hindurchbalancierend, um auf niemanden zu treten.

Mager sieht sie aus, völlig erschöpft, dachte Maximilian bedrückt. Sein Zorn verflog und wich tiefem Mitgefühl. Bei ihrer Begegnung im Mai hatten ihn ihre klugen grünen Augen fasziniert. Jetzt war ihr Blick erloschen. Sie wirkte nicht mehr zerbrechlich, sondern zerbrochen.

Was trieb sie nur hierher?, fragte er sich voller Sorge. Wo und wie lebt sie? Ihr Kleid war zu dünn für diese Kälte, aus dem flüchtig zum Knoten hochgesteckten, hellbraunen Haar lösten sich Strähnen. Kein unverheiratetes Mädchen aus gutem

Hause gehörte allein irgendwohin, schon gar nicht an den Austragungsort einer Schlacht. Hatte ihr Oheim und Vormund, ein Freiburger Buchdrucker, sie etwa nach Leipzig verheiratet?

Oder hing ihre unerwartete Anwesenheit an diesem düsteren Ort mit dem toten französischen Lieutenant zusammen?

Im Freiburger Lazarett, beim schnellen Rückzug der Alliierten Anfang Mai, hatte Maximilian Trepte erlebt, wie aufopfernd Henriette für ihn und seine verwundeten Kameraden sorgte. Schon dafür liebte er sie, denn der Anblick schlimmster Kriegsverletzungen war ganz sicher nichts, das man einem siebzehnjährigen Mädchen aus behütetem Haus zumuten sollte. Und noch mehr liebte er sie für den Mut, bei ihnen auszuharren, bis die letzten Verwundeten evakuiert waren, obwohl die Feinde schon durch eines der Tore in die Stadt eindrangen.

Doch die Verzweiflung und Innigkeit, mit der sie den toten Franzosen gehalten hatte, ließen ihn argwöhnen, dass sie mehr als nur Fürsorge mit jenem Lieutenant verband.

Henriette ging Maximilian entgegen, ohne durch die geringste Regung zu verraten, dass sie ihn erkannte. Vielleicht erinnert er sich nicht mehr an mich, hoffte sie.

Er sah noch genau so aus, wie sie sein Bild immer wieder in Gedanken heraufbeschworen hatte; groß, schlank, dunkelhaarig, entschlossen, in der Uniform eines Preußischen Garderegiments.

»Der Erste Wundarzt wird Ihnen sagen, wie viele Ihrer Männer wir aufnehmen können«, brachte sie mit spröder Stimme heraus, noch während sie zwischen den Sterbenden hindurchstieg. Sie wies hinter sich zu dem Tisch, an dem ein Mann im blutbefleckten Kittel jemanden operierte, einen polnischen Ulanen der Uniform nach.

»Einen Augenblick, Herr Leutnant!«, rief der Wundarzt, der

nur kurz zu ihnen sah. »Ich komme, sobald ich die Kugel entfernt habe. Man hätte diesen Lancier gar nicht erst herbringen sollen, er wird nicht überleben!«, rügte er seine Helfer.

Hilflos zog Henriette die Schultern hoch.

»Es sterben fast alle, die hier sind«, erklärte sie Maximilian.

»Wir haben kein Brot, kein Lagerstroh, keine Medikamente und vor allem nichts zum Verbinden.«

Sie kniete sich neben den verwundeten preußischen Offizier, den der Premierleutnant gegen eine Säule gelehnt hatte. Er mochte Mitte vierzig sein, mit schweißnassem braunem Haar und totenbleich. Sein Stiefelschaft war zerfetzt, Blut rann aus mehreren Wunden. Ein großes, unregelmäßig geformtes Metallstück hatte sich ihm tief in den Unterschenkel gebohrt, dicht unter seinem Knie saßen noch weitere Splitter. Henriette schnitt das Leder auf, um die Wunden zu begutachten.

»Unser Stabskapitän von Wilhelmsen. Es erwischte ihn, als wir in Probstheida unter Beschuss standen. Der Feldchirurg ist selbst verletzt, und die Helfer wollten amputieren«, erklärte Maximilian Trepte. »Aber wir brauchen diesen Mann. Deshalb erhielt ich Erlaubnis, in Leipzig einen Arzt ...«

»Er verliert zu viel Blut!«, unterbrach ihn Henriette alarmiert. »Haben Sie Leinen? Rasch, sonst verblutet er!«

Ohne Zögern holte Maximilian sein zweites Hemd aus dem Tornister und riss es in Streifen.

Bis zu diesem Moment hatte Henriette durch nichts gezeigt, dass sie einander kannten, dass sie etwas miteinander verband. Doch beim Anblick des Hemdes flackerte etwas über ihr Gesicht.

Das bewies ihm: Sie erinnerte sich genau. Dieses Hemd hatte sie selbst geflickt, während er in Freiberg mit dem Tod rang. Ein Bajonett war unterhalb des Schlüsselbeins durch seinen Körper gedrungen. Sie hatte nicht nur die Wunde gepflegt und das Fieber bekämpft, sondern auch die aufgeschlitzte Stelle in seinem Hemd ausgebessert.

»Bitte tun Sie, was Sie können, um ihn zu retten, Mademoiselle Gerlach!«, drängte er. »Vorigen Monat fiel sein einziger Sohn. Die Familie soll nicht noch den Vater verlieren.«

Als Maximilian sie beim Namen nannte, beugte sich Henriette tief über die Wunde. Jetzt war endgültig die Gelegenheit vorbei, so zu tun, als seien sie einander nie begegnet. Der preußische Leutnant würde Fragen haben, berechnete Fragen, und wenn sie darauf antwortete, würde er sich voller Verachtung von ihr abwenden.

»Ich brauche mehr Licht!«, sagte sie.

Rasch stand er auf und holte eine Kerze, die einige Schritte entfernt auf einem Schemel brannte.

»Blei aus Kirchenfenstern«, erklärte Maximilian verbittert.

»Wir standen auf dem Südlichen Schlachtfeld in Probstheida unter Beschuss. Als den Gegnern die Munition knapp wurde, zerschlugen sie die Kirchenfenster und beschossen uns mit Kartätschenladungen aus den zerhackten Bleirahmen.«

Vorsichtig erfüllte Henriette mit den Fingerspitzen den Sitz des größten Metallteils und versuchte, es zu lockern. Dann stellte sie die Kerze ab und rollte hastig die Leinenstreifen zusammen, die Maximilian ihr gegeben hatte.

Sie deutete auf Krug und Becher neben dem Schemel. »Stützen Sie ihn und geben Sie ihm zu trinken. Jetzt legen Sie ihn auf den Boden und halten sein Bein fest. Die Wunde wird weiter aufreißen, wenn ich dieses grässliche Ding herausziehe. Drücken Sie die Wundränder sofort zusammen, damit er nicht noch mehr Blut verliert! Um die kleineren Splitter kümmere ich mich später.«

Sie verständigten sich mit einem Blick, und sie zog erst vorsichtig, dann mit einem Ruck das fingerlange Stück Blei heraus. Ein Schwall Blut schoss aus der Wunde, aber Maximilian befolgte ihre Anweisung, und Henriette legte rasch einen festen Verband an.

»Trinken Sie, Sie müssen viel trinken!«, drängte Jette den

Stabskapitän, während sie das Ende des Leinenstreifens in der Mitte zerriss und mit beiden Zipfeln den Verband zuknotete. Maximilian richtete den Verwundeten auf und flößte ihm Wasser ein. Henriette begann, die kleineren Splitter mit einer Pinzette herauszuziehen, tief über das zerfetzte Bein gebeugt. So konnte sie die Regungen auf ihrem Gesicht verbergen. Wehmütig dachte Maximilian an ihre erste Begegnung im Frühjahr.

Heute erschienen ihm die Zeiten unwirklich, als sie auf dem Feldzug noch die Wäsche gewaschen und genug zu essen bekamen. Sein im Sommer aus den besten Männern verschiedener Truppenteile formiertes 2. Preußisches Garderegiment zu Fuß war noch nicht einmal mit einheitlichen Uniformen ausgestattet. Und hatte er Henriette nicht prahlerisch versprochen, sie auf einen Ball zu führen?

Der Sieg über Napoleon war mit dem heutigen Tag zwar so gut wie errungen, der größte Teil des Landes befreit. Doch nicht einmal ein Narr könnte jetzt von einem Ball träumen. Sachsen war ausgeplündert, kaum eine Krume Brot ließ sich noch auftreiben für die hunderttausenden Soldaten rund um Leipzig, ob Sieger oder Gefangene. Und niemand wusste, wohin mit den zehntausenden Verwundeten.

Das brachte ihn wieder auf seinen zweiten Auftrag.

Zwei Helfer trugen gerade den operierten und nun toten polnischen Ulanen in den hinteren Teil des Kirchenschiffs. Da Henriette im Moment keine Hilfe brauchte, stand er auf und ging dem Chirurgen entgegen, der gleichzeitig auf ihn zukam. »Doktor Multon, Erster Wundarzt von Leipzig«, stellte sich der hochgewachsene Mann in blutbeflecktem Kittel vor, der müde und übernächtigt aussah wie vermutlich alle Ärzte in diesen Tagen.

»Premierleutnant Trepte vom 2. Preußischen Garderegiment zu Fuß«, erwiderte Maximilian. »Ich soll erkunden, wie viele Verwundete Sie hier aufnehmen können.«

»Also haben die Alliierten die Franzosen endgültig aus der Stadt getrieben? Ist es vorbei?«

»Für Leipzig. Napoleon ist geflohen, wir verfolgen ihn. Es sind noch tausende seiner Soldaten in der Stadt. Aber sie haben sich ergeben.«

Dr. Multon atmete auf. »Wir sind sehr froh über Ihren Sieg. Und dankbar, dass Leipzig noch steht. Wir tun, was wir können, um zu helfen. Doch schauen Sie sich um, Herr Premierleutnant! Es mangelt an allem!«

Resigniert schwenkte er den Arm durch den Raum. »So sieht es derzeit in sämtlichen Leipziger Lazaretten aus: überfüllt, ohne Brot und ohne Medizin. Und es kommen immer mehr Blessierte. Zu Hunderten! Aus Mangel an Ärzten amputieren schon die Badergesellen.«

Multon ballte die blutverschmierten Hände vor Hilflosigkeit zu Fäusten und ließ sie wieder sinken. »Wir können nicht einmal mehr Totenscheine ausstellen. Alles Papier ist aufgebraucht, und den Lazarettreiber hat das Nervenfieber niedergestreckt. Schicken Sie Männer und Fuhrwerke, damit wir die Toten schneller fortschaffen können! Dann wird Platz für Ihre Verwundeten. Brot und Lagerstroh werden Sie vermutlich auch nicht beschaffen können, aber wenigstens Leinen?«, bat er. »Wir haben nichts mehr zum Verbinden. Das Nervenfieber grassiert. Je eher Sie die Verletzten von hier fortschaffen, nachdem sie operiert sind, umso weniger Gefahr besteht, dass sie sich anstecken.«

»Ich werde im Hauptquartier berichten, damit Abhilfe geschaffen wird«, versprach Trepte. Sie wussten beide, dass nach vier blutigen Schlachttagen mit mehr als einer halben Million Beteiligten in einem kahl geplünderten Land keine Wunder zu erwarten waren.

Dr. Multon wollte wieder an seine Arbeit gehen, doch Maximilian hielt ihn zurück.

»In Probstheida, wo unser Regiment stand, entdeckten wir

gestern ein Lazarett voller Franzosen im schlimmsten Zustand. Wir versuchten, ihnen zu helfen, soweit es uns möglich war. Können Sie etwas für diese Männer tun?»

Die Miene des Arztes verschloss sich.

»Wenn sich in Probstheida niemand dafür findet – ich kann hier weder jemanden entbehren noch diese Leute holen lassen. Die Aussichten, dass auch nur einer von ihnen den Transport übersteht, sind äußerst gering und der Aufwand nicht vertretbar angesichts dessen, was wir hier zu tun haben.«

Es war auch nicht nötig. Noch während sie darüber sprachen, ging genau dieses Lazarett in Flammen auf. Franzosen und Preußen starben Seite an Seite unter größten Qualen.

Der Arzt entschuldigte sich und ging zurück zu dem Tisch, auf den die Helfer inzwischen einen blutjungen Infanteristen gehievt hatten. Fast noch ein Kind, dem Alter und der Kleidung nach einer der »Marie-Louisen«, Napoleons letztes Aufgebot.

»Ich muss Ihr Bein amputieren, wenn Sie überleben wollen«, eröffnete der Arzt ihm auf Französisch. Der Junge schrie und weinte, er flehte verzweifelt, ihm sein Bein zu lassen. Und dann brüllte er gellend vor Schmerz. Kaum volljährig, von nun an ein Krüppel. Falls er überhaupt durchkam.

Maximilian wandte sich ab und ging zurück zu Henriette.

Er hockte sich neben sie und den nun leblos wirkenden Stabs-offizier. Henriettes Hand lag an der Halsschlagader des Verwundeten, ihre Miene wirkte besorgt. Im Dämmerlicht der Kirche ließ sich nicht erkennen, ob sich sein Brustkorb noch hob und senkte.

»Wird er diesen Tag überleben?«, fragte Maximilian alarmiert.

»Er stirbt, wenn er hierbleibt«, antwortete sie und zuckte so hilflos mit den Schultern wie bei ihren ersten Worten.

»Sie sterben doch alle! Wenn nicht an ihren Verletzungen



oder am Wundbrand oder vor Kälte und Hunger, dann am Nervenfieber.« Ihre Stimme wurde immer verzweifelter.

»Unsere Feldlazarette sind hoffnungslos überfüllt«, erwiderte Maximilian. »Und mein Regiment zieht heute noch weiter, um den fliehenden Feind zu verfolgen.«

Nachdenklich starrte Henriette zur Tür. Dann holte sie tief Luft und sagte zögernd: »Sie könnten die Witwe, bei der ich untergekommen bin, bitten, ihn bei sich aufzunehmen. Ein verwundeter preußischer Stabsoffizier als Einquartierung ist ihr sicher lieber als zwei Dutzend Kosaken.«

Wie vom Donner gerührt sah Maximilian sie an.

Dann beugte er sich jäh vor und platzte heraus, fast drohend: »Sie wohnen hier nicht bei Verwandten? Sind Sie etwa trotz der gewaltigen Truppenaufmärsche allein nach Leipzig gereist? Ohne Ihren Vormund oder einen anderen Beschützer?« Henriette senkte den Kopf.

»Ich bin allein hier. Um in den Lazaretten zu helfen.«

»Das ist unverantwortlich!«, rief der Premierleutnant bestürzt. »Wer hat Sie auf so eine gefährliche Reise geschickt, durch Kriegsgebiet, zwischen all den Truppen hindurch? Wusste er nicht, dass er damit Ihr Leben *und* Ihren guten Ruf aufs Spiel setzt?«

## Bekenntnisse

*Leipzig, Thomaskirche, 19. Oktober 1813*

**I**ch ging freiwillig, um meine Verwandten vor Schaden zu bewahren«, gestand Henriette leise. Um meine Schuld zu sühnen und zu sterben, hätte sie ehrlicher Weise hinzufügen müssen.

»Ich hatte einen Schutzbrief. Und Geleit bis Leipzig. *Preußi-*

*shes* Geleit«, sagte sie stattdessen, als sie seine finstere Miene sah. »Ich wusste, die hiesige Lazarettverwaltung würde dringend Helfer brauchen.«

»Aber ein unverheiratetes Mädchen!«, beharrte Maximilian fassungslos. »Im Zentrum des Krieges – allein! Wie konnten Sie so etwas Unerhörtes tun?«

Weil sie schwieg, sah er ihr in die Augen und fragte ruhig: »Was ist passiert?«

Henriette senkte den Blick und verknötete die Hände.

»Ich ... habe Schuld auf mich geladen. In Weißenfels, wo meine Familie lebte, erschlug ich einen Plünderer, der über mich hergefallen war, einen Franzosen. Deshalb floh ich nach Freiberg. Aber dort konnte ich auch nicht bleiben ... wegen einer anderen Schuld ...«

Sie zögerte und rang nach Worten. »Das hier«, nun wies sie mit dem Kopf zu den Sterbenden, »ist meine Sühne. Ich glaubte, wenn ich hundert Leben rette, könnte ich damit vielleicht jenes eine aufwiegen, das ich nahm. Doch ich habe mich geirrt.«

Maximilian vermochte sich die Szene genau vorzustellen.

Die im Frühjahr neu eingezogenen Soldaten der Grande Armée plünderten rücksichtslos, und ihre Offiziere ließen sie gewähren, weil die reguläre Versorgung des Heeres zusammengebrochen war. Es grenzte an ein Wunder, dass Henriette lebte, dass der Angreifer sie nicht erschlagen hatte. »Henriette, es war Notwehr, Sie wären sonst tot!«, beschwor er sie. »Lassen Sie sich dadurch nicht jetzt noch Ihr Leben zerstören!«

»Wer getötet hat, dessen Leben *ist* zerstört«, widersprach sie schroff.

»Der Krieg zwingt uns alle zu Dingen, zu denen wir in Friedenszeiten nicht fähig wären. Um noch Schlimmeres zu verhindern«, widersprach er und wischte ihr sanft mit der Fingerkuppe eine Träne aus dem Augenwinkel. Sie selbst konnte

es nicht tun, Hände und Ärmel waren blutverschmiert. Deshalb ließ sie die unerlaubt vertrauliche Berührung zu.

»Ich weiß, dass Sie ein barmherziger Mensch sind, voller Mitgefühl für andere. Sie sind unfähig, etwas zu tun, wofür Sie den Tod verdienen.«

Wenn du wüsstest!, dachte Henriette bitter. Ich habe einen Feind in mein Bett gelassen. *Deinen* Feind! Was würdest du wohl dazu sagen?

»Sie haben hier zu viel Elend gesehen«, fuhr Maximilian unbeirrbar fort. Er deutete auf die Sterbenden um sie herum – einen Korporal mit verbranntem Gesicht, einen jungen Soldaten, dem beide Beine amputiert worden waren, einen Offizier mit klaffender Bauchwunde.

»Doch der Krieg ist gewonnen, also fassen Sie Hoffnung! Auch wenn es noch eine Weile dauern mag, bis wieder normale Zustände herrschen. Es kommen bessere Zeiten. Und sobald Friede geschlossen ist, löse ich mein Versprechen ein. Dann führe ich Sie auf einen Ball und spaziere mit Ihnen durch die Gärten von Sanssouci.«

Henriette lachte bitter auf.

»Ich *war* auf einem Ball! Im August, am Ende des Waffenstillstands, zur Feier von Napoleons Geburtstag. Ausgerechnet an jenem Tag, an dem ich Ihren letzten Brief erhielt und mich die Sorge fast zerriss, ob Sie unversehrt bleiben, wenn die Kämpfe wieder beginnen. Ich wollte nicht auf dieses Fest. Doch mein Oheim durfte sich nicht verweigern, er hätte seine Existenz aufs Spiel gesetzt. So musste ich mit den Franzosen tanzen ...«

Maximilians Freude darüber, dass sie sich um ihn gesorgt hatte, erlosch jäh.

»Mit *jenem* Franzosen?«

Fragend sah er in die Richtung des toten Premier-Lieutenants, um den sie geweint hatte, als er die Kirche betrat.

Henriette nickte mit erstarrten Zügen.

»Haben Sie ihn geliebt?«

»Wie könnte ich ihn lieben, da er ein Feind war? Er wurde ins Haus meines Vormundes einquartiert. Doch er verhielt sich stets höflich mir gegenüber. Er war noch so jung ... So viele junge Männer sind gestorben in diesem Krieg. Es sterben doch alle um mich herum!«

Nicht aus Liebe hatte sie Étienne in ihr Bett gelassen in jener Nacht, bevor er erneut in den Krieg zog. Nicht aus Verlangen oder Unkeuschheit. Es war Mitleid. Mitleid mit all den vielen jungen Männern, die zum Sterben geschickt wurden.

Sie hatte Étienne in die Arme geschlossen, weil er den sicheren Tod vor Augen sah. Und mit ihm in Gedanken all jene, denen das gleiche Los drohte – auch Maximilian.

Dadurch hatte sie gegen alle Regeln verstoßen und die Hoffnung auf ein normales Leben verspielt.

»Sie können unmöglich allein in Leipzig bleiben!«, beharrte Maximilian. Das war undenkbar für ein ehrbares Mädchen.

»Meine Eltern sind tot, und ich weiß nicht, ob unser Haus in Weißenfels noch steht.«

»Dorthin können Sie nicht!«, fiel ihr Maximilian ins Wort.

»Über Weißenfels zieht sich Napoleon mit dem Rest seiner Armee zurück, dort wird spätestens morgen hart gekämpft werden.«

»Ginge ich nach Freiberg zurück, würde ich die Familie meines Vormundes ruinieren. Andere Verwandte habe ich nicht«, zählte sie müde auf. »In den hiesigen Lazaretten werden noch lange Helfer gebraucht. Dort fragt niemand nach dem Woher und Wohin.«

Erneut lachte sie trocken auf. »Wen kümmert es auch? Schauen Sie sich doch um!«

Mit ausgestrecktem Arm wies sie durch das Kirchenschiff.

»Sehen Sie dieses Leid und die vielen Toten dort draußen auf den Straßen! Und das soll nicht das Ende aller Tage sein?«

Fast die gleichen Worte hatte Henriette vor ihrem Aufbruch

aus Freiberg Felix Zeidler vorgehalten, einem einst schüchternen Bergstudenten. Felix hatte sich zu den preußischen Freiwilligen gemeldet; er begleitete sie auf ihrer heimlichen Flucht nach Leipzig, als er nach auskurierter Verwundung wieder zu den Truppen ging. Ob er wohl noch lebte? Wie wahrscheinlich war das angesichts der vielen Toten der letzten Tage?

Jäh begriff Maximilian: Henriette wollte sterben. Viele Ärzte und Pfleger starben derzeit am Nervenfieber.

Das werde ich nicht zulassen!, dachte er bestürzt.

Doch was konnte er tun, um ihr zu helfen? Viel Zeit blieb nicht, sein Regiment war schon Richtung Pegau abkommandiert. Er hatte sich nur kurz entfernen dürfen, um den Stabskapitän zu einem Arzt zu bringen und das Hauptlazarett auf weitere Verwundete vorzubereiten.

Maximilian erhob sich.

»Mademoiselle Henriette, ich muss noch einen Auftrag ausführen. Aber ich komme gleich wieder«, versprach er und legte so viel Zuversicht in seine Stimme, wie er nur konnte.

Er war schon an der Tür, hörte wieder die jubelnde Menge und die Musik auf dem Markt, als sie seinen Namen rief.

»Ich bin sehr froh, dass Sie noch leben«, sagte sie mit dem traurigsten Lächeln, das er je gesehen hatte. »Jeden Tag habe ich für Sie gebetet.«

»Und ich trage immer noch Ihre Haarlocke bei mir, hier im Tschako«, entgegnete er und tippte an die Kopfbedeckung.

»Sie hat mir Glück gebracht.«